Editorial

Forschung, insbesondere qualitative Sozialforschung, ist immer auch ein Beziehungsgeschehen, »eine spezifische Form sozialer Interaktion« (Lindner, 1981, S. 51). Qualitative Forschende sind dabei auch über das Forschungsfeld hinaus in Beziehungen eingebettet, die nie rein rationale Unterfangen sind. Versteht man Emotionen, Gefühle und Affekte als »welterschließenden und welterzeugenden« Modus der Wahrnehmung und Menschen als »Vernunft- und Gefühlswesen« (Straub, 2021), so können in vielen Bereichen affektiv und emotional aufgeladene Situationen entstehen; sowohl bei den Forschenden, in Situationen im Feld, auf der Seite der Forschungssubjekte oder auch im Austausch mit anderen Forschenden oder gesellschaftlichen Akteur:innen. Sie sind konstitutiver Bestandteil der nicht-standardisierten, qualitativen Forschung. Sie verraten uns viel über die Beziehung zur Forschung und den Forschungspartner:innen. Zudem sei jede Forschung »auf der Ebene des Unbewußten selbst-bezogen, gleichgültig, wie weit ihr Gegenstandsbereich auf der manifesten Ebene vom Selbst entfernt sein mag« (Devereux, 1984, S. 178). Davon ausgehend (er-)fordern sie von den Forschenden nicht nur eine bestimmte Form der Emotionsarbeit und -regulierung (Hochschild, 1979), sondern sie können auch als Erkenntnisquelle dienen. Die Tiefenhermeneutik (etwa König, 1997) als Analyseverfahren stellt dies sogar ins Zentrum ihrer Arbeit/Tradition. Auch in der (interpretativen), qualitativen Sozialforschung ist eine umfangreiche Reflexion der eigenen Position im Forschungs- und Beziehungsgefüge ein Gütekriterium (Steinke, 1999; Schulte-Agyeman, 2008). Emotionen und Affekte werden dabei jedoch selten thematisiert; eine Auseinandersetzung gibt es punktuell, etwa zu Ressentiments im Feld (Sozialer Sinn, *23*(1)).

In beiden kommenden Ausgaben der *Psychologie & Gesellschaftskritik* widmen sich die Beitragenden genau diesen Gefühlen im Forschungsprozess qualitativer Forschung.